



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 16. Oktober 1910.

Rakophonien — Aehrenthals Exposé — Hundert Jahre preußischer Wissenschaft.

Die parlamentslose Sommerzeit schließt für ganz Europa mit häßlichen Mißtönen. In Portugal hat die Revolution einen Königsthron beseitigt, in Frankreich offenbart die sozialistische Partei durch den Eisenbahnerausstand aller Welt die anarchistischen Grundtöne ihres Wesens, in Deutschland sucht die Sozialdemokratie ihren im Werftarbeiterstreik errungenen Sieg bis aufs äußerste auszunutzen. Auch der Anfang der winterlichen Parlamentsarbeit setzt mit einem Mißtön auf internationalem Gebiet ein.

In der ungarischen Delegation hat der Minister des Außern ein Exposé vorgelesen, das sich mit der Annexion Bosniens und der Herzegovina während der abgelaufenen Delegationsession befaßt. An sich bringt der Bericht kein Material bei, das nicht schon allgemein bekannt wäre. Wie alle solche „Rot-“, „Blau-“ und „Gelbbücher“, enthält auch das ungarische „Rotbuch“ dem Sinne nach längst bekannte Dokumente und es hat einen praktischen Wert eigentlich nur deshalb, weil dadurch der Publizist die authentischen Texte gewisser historischer Schriftstücke zur Verfügung gestellt werden. Auch der Festigkeit des Dreibundes ist gebührend gedacht worden, ja, wie die „Deutsch-Nationale Korrespondenz“ schreibt, mit besonderem Nachdruck. In dem harmonischen Ganzen wirkt um so befremdlicher eine Bemerkung über die Ursachen des Krieges von 1866, die dahin geedeutet werden muß, daß man gegenwärtig in den amtlichen Kreisen der habsburgischen Monarchie die Auffassung hegt, Bismarck habe damals den „Konfliktfall geradezu künstlich geschaffen“. Im Munde eines Franzosen oder Russen würde uns der hiermit nicht nur gegen Bismarck, sondern auch gegen König Wilhelm den Ersten erhobene Vorwurf nicht sonderlich überraschen. Dient doch eine vielbändige Publikation des französischen Auswärtigen Amtes kaum einem andern Zweck als dem, Bismarck für die Kriege, die die Einigung des Deutschen Reichs herbeigeführt haben, verantwortlich zu machen. Unter gewissen höchst realpolitischen Gesichtspunkten mag Frankreich ein Recht dazu haben, die deutsche Politik zu diskreditieren und gegen sie Mißtrauen zu säen. Welche Ursachen könnten aber unsern nächsten Bundesgenossen dazu bestimmen? Soll der Wunsch Frankreichs, Preußen möge seine Archive über die letzten Kriege schon jetzt öffnen, unterstützt werden? Nun, dazu scheint uns das aufgefahrne Geschütz zu groß. Wünscht Herr Graf Aehrenthal anzuzeigen, daß er auch mit der gegenwärtigen Tätigkeit unserer politischen Organe nicht einverstanden ist? Angesichts seines Ausfalles gegen unsere Diplomatie erregt eine Unterlassung Bedenken, die wir sonst nicht hervorzuheben brauchen. Graf Aehrenthal kommt in seinen sonst recht ausführlichen Darlegungen mit keinem Wort auf die Unterstützung zurück, die seine Politik in Berlin gefunden hat. Nachdem von Deutschland aus so oft, kürzlich durch den Kaiser in Wien, auf jenen Beistand hingewiesen wurde, hätte es Aehrenthal wirklich nicht mehr nötig gehabt. Nun er sich aber die unfreundliche Kritik erlaube, mußte er, um Mißverständnisse und Unklarheiten zu verhindern, den in der jüngsten Zeit geleisteten Dienst hervorheben, denn „sehr leicht entspringen Verwicklungen aus unklaren Zuständen“. Wir hoffen, daß Herr von Riederlen-Wächter sich mit Herrn Graf Aehrenthal über den Sinn von dessen Bemerkung verständigen wird. Das dürfte um so leichter

fallen, als wir glauben annehmen zu dürfen, daß der ganze Zwischenfall aus einem zu großen Sicherheitsgefühl, das seit vorigem Jahre alle politischen Kreise in Österreich beeinflusst, entstanden ist. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, wie gerade die Aktion in Bosnien das Selbstgefühl aller guten Österreicher ohne Unterschied der Nationalität gestärkt hat. Das plötzliche Auftreten einer allen gemeinsamen Gefahr ließ den Nationalitätenhader so weit abebben, daß sich sogar in Böhmen eine Basis zur Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen gezeigt hat. Daneben mußte die nach sachmännischem Urteil geradezu glänzend verlaufene Mobilmachung den auseinanderstrebenden Elementen auch Achtung vor der gemeinsamen Regierung abringen. So hat Österreich-Ungarn durch diese Ereignisse den Weg zu innerer Gesundung gefunden, für die sich alle Lebenden selbst mitverantwortlich fühlen. Dies Verantwortungsgefühl verbündet aber nicht nur im Innern, sondern gibt der Diplomatie auch größere Sicherheit und stärkeres Selbstbewußtsein für ihr Auftreten nach außen.

Für Deutschland hat sich während der letzten Jahre keine Gelegenheit geboten, die Nation vor große, von außen herantretende Aufgaben zu stellen. Die alleinige Devise unserer Politik seit vierzig Jahren ist: friedliche Betätigung auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet. Was wir hier geleistet haben, ist der Welt erst in den letzten Tagen gelegentlich der beiden Hundertjahrfeiern der Berliner Universität (s. Heft 40) und der Kriegsakademie (s. Heft 44) vor Augen geführt worden. Doch liegt in dieser Entwicklung für die ganze Nation auch eine Gefahr, auf die hinzuweisen es vielleicht gerade nach dem Schluß der Feiern angebracht ist.

Auf der einen Seite sehen wir den Staat und die Gebildeten bemüht, das Leben der großen Volksmassen gefünder, angenehmer und reicher zu gestalten, und auf der andern müssen wir erkennen, daß trotz aller tatsächlich eingetretenen Verbesserungen bei jenen Massen das Verständnis für die Kultur und für das Recht geringer wird. Mit andern Worten: scharfe Gegensätze in den Auffassungen, und daraus sich ergebend Verständnislosigkeit zwischen den Klassen. Wir sehen auf der einen Seite den humanitären Gedanken durch Millionenpenden für Zwecke der wissenschaftlichen Forschung einen glänzenden Sieg feiern, und auf der andern Seite sehen wir, daß die Furcht vor den sozialen Folgen dieselben Kreise an einer energischen, verständnisvollen Politik gegenüber den verhetzten Massen hindert. Das Verhalten der Metallindustriellen gibt uns ein lehrreiches Beispiel. Das Gemeinwohl bildet in allen die Arbeiter betreffenden Fragen den wichtigsten Gesichtspunkt für die Handlungen unsrer Unternehmer. Niemand wünscht die Verantwortung auf sich zu nehmen, die sich aus den Folgen einer Störung des sozialen Friedens ergeben könnte. Das hierin der Nation gegenüber zum Ausdruck kommende Verantwortungsgefühl ist eins der wichtigsten Ergebnisse des erzieherischen Einflusses unsrer Universitäten. Wir können uns dessen freuen und dennoch darf auf diesem Wege nicht zu weit gegangen werden. Denn gegenüber dieser Erziehung des führenden Teiles der Nation steht das Erstarken aller tierischen, anarchischen Instinkte beim größeren Teil, der nicht allein mit Vernunft, sondern durch die brutale Macht zu gemeinnütziger Tätigkeit für den Staat gezwungen werden kann. Das dazu notwendige Machtbewußtsein aber geht unsern führenden Kreisen ab, eben weil sie, befangen in humanitären Vorstellungen, leicht geneigt sind, schnell ein Opfer zu bringen, wo vielleicht ein rückwärtsloses Versagen am Platze wäre, selbst auf die Gefahr hin, vorübergehend eine Krise zu bewirken.

**Die Industrie und der Staat.** Daß die Berufsstände die Glieder des Volksleibes, des Staatskörpers, darum einander ebenso unentbehrlich sind wie dem Ganzen, ist eine seit Jahrtausenden bekannte Wahrheit, die zu wiederholen man sich eigentlich genieren müßte, die aber trotzdem täglich aufs neue gepredigt wird, weil sich die Glieder der Gesellschaftskörper nicht so friedlich miteinander vertragen wie die eines Tierleibes. Und die Hoffnung auf einen dauernden Friedenszustand ist eitel, muß eitel sein, weil die menschliche Gesellschaft in beständiger Entwicklung begriffen, Entwicklung ohne Kampf aber nicht möglich ist. Sollte die biologische Entwicklungshypothese dem wirklichen Verlauf der Geschichte der Organismen entsprechen (heute sehen wir nichts mehr von biologischer Entwicklung: die Arten sind und bleiben beständig), so würde auch diese Entwicklung nicht ohne Kampf vor sich gegangen sein: unter der Ausbildung der einen Organe würden andre verkümmert sein, und die Verkümmerng würde Schmerz verursacht und zum Widerstand gereizt haben. So bleibt denn auch im Volkskörper den jeweiligen leidenden Organen nichts andres übrig, als sich gegen die drohende Verkümmerng zu wehren. Seit einiger Zeit rechnen sich im Deutschen Reiche — auch in Osterreich — die Großindustriellen zu den Bedrängten, und ihre Klagen haben die der Landwirte abgelöst, die augenblicklich nicht mehr so gar arg nozuleiden scheinen. Jener nimmt sich Dr. Hugo Böttger an in seinem Buche „Die Industrie und der Staat“ (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1910). Nach einer des Humors nicht ganz entbehrenden Aufzählung der „Klagen und Anklagen“ stellt er die wirtschaftlichen und politischen Zustände und ihre Verflechtung von seinem nationalliberalen Standpunkte aus dar, mit großer Sachkenntnis und ruhiger Objektivität, nur dem Zentrum und den Agrariern gegenüber hier und da schärfere Töne anschlagend. Von den dreizehn Kapitelüberschriften seien nur genannt: Das Erwachen der Großindustrie; Der Einfluß der Industrie auf den Staat und die Bevölkerung; Soziale Frage und soziale Bewegung; Die Industrie und die andern Mächte; Die Sozialpolitik des Staates in Deutschland; Die Organisation der Arbeiter; Friedensinstanzen. Auf das in diesen Kapiteln angehäufte reichliche und solide Tatsachenmaterial gestützt, das vielen Lesern willkommen sein wird, entwickelt er im letzten Kapitel sein Programm. Gefahren, meint er, drohten uns weder von einem Mangel an Humanität noch von der Gier nach Reichum und Macht, sondern „von der eigentümlichen Affoziation von radikalsozialistischen Vorstellungen, Humanitätsbestrebungen, sozialem Reformdrang und feudalklerikalen Einflüssen“. Was Aufgabe einer großzügigen Regierungspolitik sein müßte, „nämlich dem deutschen Unternehmertum mehr politische Schulung, Interesse und mehr politischen Einfluß zu verschaffen“, werde von maßgebenden Staatsorganen, „die unter agrarisch-militärisch-feudalem Einfluß stehen“, nicht genügend begriffen. (Würden sich nicht die Herren Kommerzienräte des rheinisch-westfälischen Industriegebiets jeden Versuch, sie schulen zu wollen, sehr entschieden verbitten?) Haben die Großunternehmer, heißt es weiter, weder Zeit noch Lust, als politische Führer einzugreifen, überlassen sie das ihren Generalsekretären, dann müssen sie solche Stellvertreter auch auf der Gegenseite respektieren lernen, dürfen die Gewerkschaftsführer und die sozialdemokratischen Parteifunktionäre nicht als Parasiten der Arbeiterklasse behandeln. Selbstverständlich ist auch der sozialdemokratische Parteiterrorismus und Klassenhaß zu überwinden; zur Anerkennung der Gleichberechtigung und zur gegenseitigen Achtung müssen sich beide Parteien durchbringen. Was die Unternehmer in höchst vollkommener Form ausgebildet haben, ihre Organisation in Syndikaten, dürfen sie bei den Arbeitern nicht als ein Werk der Unbotmäßigkeit und Unordnung verwerfen. Andererseits komme beim Manipulieren mit dem Schlagwort von der

konstitutionellen Fabrik nicht viel heraus; es erzeuge nur Illusionen. Eine „gewerbe- und industriepolitische Diplomatie“ sei heranzubilden, welche die Kunst verstehe, Menschen zu behandeln. Den Arbeitern sei klar zu machen, daß die beste Sozialpolitik darin besteht, reichliche Arbeitgelegenheit zu schaffen, daß also die Arbeiter am Gedeihen der Industrie nicht weniger interessiert sind als die Unternehmer. Auf die Frage, was der Staat für die Industrie zu tun habe, wird geantwortet: die Eisenbahnfrachten verbilligen, die Betriebsmittel der Bahnen vermehren und verbessern, neue Verkehrswege schaffen, höchste technische Vollenbung aller Verkehrsmittel anstreben, in der Kanalpolitik nicht wieder vor den Agrariern kapitulieren, den technischen Unterricht nicht wie bisher hinter das humanistische Gymnasium und die Universität zurücksetzen, der technischen Intelligenz, die unter der Herrschaft von Juristen steht, die ihr gebührende Stellung einräumen, unsere diplomatische Vertretung modernisieren, da sie ihren Schwerpunkt nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem wirtschaftspolitischen Gebiete zu suchen hat. Ferner habe der Staat in seinen eignen Betrieben seiner sozialen Pflichten eingedenk zu sein, bei Streiks die Neutralität zu wahren und nur in zweckmäßiger Weise auf den Frieden hinzuwirken, übermäßige Gesezmacherei zu meiden; der Initiative des Individuums und der Gesellschaft müsse auch noch etwas übrig gelassen werden. Die Organisationen der Berufstände dürfe er sich nicht über den Kopf wachsen lassen, dürfe es nicht zu jener Macht der Korporationen kommen lassen, die im Mittelalter den Staat aufgelöst habe (vielmehr haben die mittelalterlichen Korporationen den Staat, der teils gar nicht vorhanden, teils unfertig war, bis zu seinem Fertigwerden ersetzt), und müsse die wirtschaftlichen Kämpfe in die Richtung auf das Gemeinwohl und auf die Kulturförderung lenken. Die Zukunft gehöre der Nation, welche die geschicktesten Unternehmer und die besten Arbeiter hat. — Von ganz aktuellem Interesse sind die Erörterungen über den Zentralverband deutscher Industrieller und den Bund der Industriellen im siebenten Kapitel; denn daß jener nach rechts, dieser nach links zieht, hat nicht allein auf die Haltung der Nationalliberalen in den soeben abgeschlossenen Kämpfen um die Wahlrechtsvorlage eingewirkt, sondern wird auch weiterhin im politischen Leben von Einfluß sein. Des Verfassers Sympathien neigen, wie man schon aus seiner oben angedeuteten Stellung zu den Arbeiterorganisationen sieht, dem zweiten der großen Unternehmerverbände zu; der Grundsatz des Zentralverbandes, mit Delegierten der Arbeiterorganisationen nicht zu verhandeln, wird an einer andern Stelle bemerkt, werde sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten lassen.

**Vom Rhythmus.** Der Rhythmus ist mehr als ein musikalisches Taftgefühl, ja er ist — um es gleich im ganzen zu sagen — unsere innere Anschauung von Raum und Zeit. Wir können uns auf keine andere Weise eine Vorstellung von den Gesezen unseres Planetensystems machen als mit Hilfe des Rhythmus, der regelmäßigen Wiederkehr von Tag und Nacht, Mond und Jahreszeit. Die Erde dreht sich um die Sonne in einem bestimmten Rhythmus, die Annäherung bestimmter Kometen unterliegt größeren rhythmischen Gesezen. Und es ist kein Zufall, daß uns bei dem Gedanken an diese Gesezmäßigkeit ein Gefühl innerster Befriedigung erfüllt. Denn es ist derselbe Rhythmus, der unser Leben erfüllt, der Herzschlag der Welt hat in jedem einzelnen Geschöpf in dem Pulsschlag unserer Adern sein Gleichnis. Der verlangsamte Lebenspuls der verschneiten Erde löst in Millionen Lebewesen einen Winterschlaf aus und macht auch den Umlauf in unserem Blute schwerfälliger. Arbeit und Muße, Kunst und Leben, Schmerz und Lebenslust, Kraft und Schwäche, Denken und Fühlen, alle Erscheinungen des

menschlichen Lebens fügen sich in einen individuellen Rhythmus, der im engsten Zusammenhang mit dem Rhythmus der umgebenden Welt steht. Ja man kann sich den Rhythmus der Einzelseele sehr gut als einen musikalischen Akkord vorstellen, der vermöge der eingeborenen Kraft auf dem Orgelwerk alles Lebendigen gespielt wird. Welt und Ich sind wie Strophe und Gegenstrophe im alten Volkslied.

Das einfachste Leben wird den großen Rhythmus der Welt am reinsten wiedergeben, es ist gleichsam das Echo des Weltenrhythmus. Die Entfaltung individueller Eigenschaften bedeutet immer neue Intervalle entgegenwirkender und beschleunigter Bewegungen. Bewegung und Geste des Menschen ist die Faktierung eines Musikstückes mit wechselndem Rhythmus. Ich habe vor fünf Jahren in meinem Buch „Das Leben ein Spiel“ auf diese Zusammenhänge des menschlichen mit dem göttlichen Rhythmus der Natur hingewiesen und von dem Schauspieler verlangt, daß er sich die Wahrheit der Geste und Bewegung zu eigen mache, daß er sich für seinen Beruf, der darin besteht, andere Menschen darzustellen, den Rhythmus der darzustellenden Seele zu eigen mache. Denn gegen die Wahrheit unseres Schreitens und den Takt, den unser Leib zu dem Wesen und Gehalt unserer Erlebnisse macht, verhält sich das Wort wie eine Sinfonie zu dem Thema. Der Schauspieler, der durch das Wort der Dichter hindurch zu diesem Rhythmus der Menschen gelangt, den die Worte charakterisieren, hat es mit einer durchaus selbständigen Kunst zu tun. Aber wie gering ist in uns Denkmenschen das Gefühl für diesen persönlichen Rhythmus ausgebildet!

Ich begrüße deshalb eine Bewegung, die sich augenblicklich von Dresden aus oder besser von der Schweiz — denn der Gedanke geht von dem Schweizer Musiker Herrn Jacques Dalcroze aus — Gehör verschafft, wie eine Erlösung des Menschen von einem Bann des Unbewußten, der in unserer sonst so bewußt lebenden Zeit immer drückender werden mußte. Es handelt sich in der Schule des Herrn Jacques Dalcroze um nichts mehr und nichts weniger als die Ausbildung des rhythmischen Gefühls im Menschen. Es ist sehr erklärlich, daß Herr Dalcroze seine größten Erfolge und sein größtes Verständnis bei Kindern findet, in denen die Stimme der Natur oder besser der Rhythmus der Natur noch reiner und unverdorbenener ist als bei erwachsenen Menschen. Dalcroze ist der Ansicht, daß es einer Verkümmern der menschlichen Organe gleichkommt, wenn das tief in der Seele des Kindes schlummernde rhythmische Gefühl nicht ausgebildet wird.

Der zum Tanzschritt erzogene menschliche Körper gibt der Seele einen Aufschwung, die gerade das Kind so sehr nötig hat, dem in der Schule so viele ihm zunächst fremde Begriffe beigebracht werden sollen. Wie soll sich ein junger Mensch die Regeln der Arithmetik bewußt machen, wenn er die Arithmetik seines eigenen Körpers nicht kennt. Und wie fügt sich zuletzt die ganze Architektur der Welt, von der alle Wissenschaften doch nur Teile sind, leicht in den Rhythmus organischen Lebens, von dem jeder einzelne Mensch ein lebendiges Gleichnis ist. Also zur Steigerung der Vernunft die Ausbildung der rhythmischen Grundgesetze, Übung des Faktierens musikalischer Akkorde, Umsetzung der Musik in körperliche Plastik. Man ahnt vielleicht, daß hier der Sinn eines um das Wohl der Menschheit bekümmerten Philantropen die Grundvesten menschlichen Lebens aufspürt und ein Ziel vor sich sieht, so verlockend und himmlischer Schönheiten voll, daß es nicht leicht ist einem Fanatismus auszuweichen, der einen grundlegenden Umsturz aller Erziehungsmethoden an diese Verheißung knüpft.

Die Welt hat ihre Wahrheit vorweg ehe wir sie aufspüren. Und bei den zum Teil überraschenden Leistungen der Schüler und Schülerinnen Dalcrozes

fällt dem scharfen Beobachter auf, daß sich die Wesenheiten der einzelnen Schüler die Unterschiede des Taktgefühls die Art der Darstellung musikalischer Akkorde eng an die Ausdrucksfähigkeit des Einzelnen anschließt. Man spürt etwas vom Zusammenhang der körperlichen Veranlagungen zur Harmonie und Disharmonie der Seelen. Und am hellsten klingt die Musik doch in den Seelen der Kinder wieder, die noch nichts von dem Widerspruch des Lebens ahnen aber auch weit entfernt sind, künstlerische Ausdrucksmöglichkeiten, seelische Erlebnisse im Sang zu gestalten. Die Ecken und Kanten des Lebens, aber auch die Härten und Unzulänglichkeiten der Erwachsenen werden in diesen Musik taktierenden Körpern unerbittlich nach außen gekehrt. Wir dürfen nicht übersehen, daß die Methode des Herrn Delcroze etwas wie eine Entblößung der Seele bedeutet, die mit außerordentlicher Vorsicht gehandhabt werden muß. Daß er wirklich eine musikalische und darum harmonischere Generation heranzieht, sei nicht in Frage gestellt. Aber auch die Schatten und Nachtseiten der menschlichen Seele werden sich rückhaltloser in dieser Erziehung in rhythmischen Formen äußern, vielleicht durch die Kunstabsichten des Erfinders nicht mehr gebändigt. Und hier fragt es sich eben, ist die Methode Delcroze geeignet, der ganzen Menschheit gleichmäßig Segen zu bringen, oder sollte sie nicht doch den Jüngern der Kunst allein zugänglich sein. Jeder Musiker, jeder Schauspieler, jeder Redner, jeder bildende Künstler und Dichter kann sich hier ungeahnte Ausdrucksmöglichkeiten aneignen, er kann die Grundgesetze seiner Kunst auf die Bewußtheit des organischen Rhythmus zurückführen und stützen. Ob aber unsere Zeit die künstlerische Kultur in ihrer Bedeutung für das naive Leben nicht doch überschätzt, das wird uns erst die Zukunft lehren. Wilhelm Miesner

**Illustrierte Völkerkunde.** Herausgegeben von Dr. G. Buschan. Mit 17 Tafeln und 194 Textabbildungen. Verlegt von Strecker u. Schröder, Stuttgart o. J. (1910). Erstes bis fünfzehntes Tausend. XIV (mit Register) u. 464 Seiten.

Mit Recht betont der Herausgeber dieses Werkes, daß es einem einzelnen schon gegenwärtig, nach doch erst so kurzem Bestande der ethnologischen Wissenschaft, unmöglich sei, das ganze Gebiet allein zu behandeln, wenigstens als Fachmann in jedem seiner Teile, und darum wählte er sich für Afrika Prof. Felix von Buschan in Berlin, für Amerika W. Krickeberg in Berlin, für Europa und das westliche Asien Dr. Byhan in Hamburg, für Ostasien Prof. W. Bolz in Breslau und für die Einleitung über die allgemeine Völkerkunde Dr. R. Lasch in Wien zu Mitarbeitern, während er selbst sich auf die Behandlung Australiens und Ozeaniens beschränkte. Gewiß sind das treffliche Fachgelehrte, aber schon das Vorwort bekennet, daß die Darstellungsweise in Anbetracht der verschiedenen Auffassungen der Mitarbeiter nicht so gleichmäßig ausfallen konnte, wie es für ein zusammenfassendes Werk dieser Art eigentlich wünschenswert gewesen wäre. Natürlich kann ein Außenseiter wie ich, der selbsttätig nur ein kleines Spezialgebiet der großen anthropologischen Wissenschaft, die Genieforschung, pflegt, nicht ohne Gefahr, die Lücken seiner Kenntnisse zu verraten, gegen diese oder jene Angabe oder Ansicht polemisieren; er kann nur die Bewältigung eines so ungeheuern Stoffes auf im allgemeinen so unskillige Weise mit Dank anerkennen. Dennoch möchte ich nicht unterlassen, zu bedauern, daß dem schönen Werke nicht jene Einheit gegeben wurde, die ich selbst meiner „Weltgeschichte der Literatur“ (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1910, 2 Bde.) durch die durchgängige Heranziehung der anthropologischen Resultate zu geben suchte. Auch hier war ein ungeheures Gebiet von einem einzelnen zu bearbeiten und Verlag wie Autor waren sich der mitbedingten Schwierig-

feiten voll bewußt; wenn ich dennoch den Auftrag übernahm, so geschah dies gerade, damit ich — als erster — die Ergebnisse der Genieforschung, die für die Auffassung des ganzen Kulturlebens von höchster Bedeutung sind, auf ein größeres, in sich abgeschlossenes Gesamtgebiet, die Literatur (mit Anschluß der Sprachen und Religionen), anwenden und in der Fülle der Sondererscheinungen die tiefere Einheit aufweisen könne. Hier nun bot sich in gleicher Weise die schöne Gelegenheit, eine großzügige Gesamtdarstellung zu geben, in der darum die Einzelheiten durchaus nicht reduziert zu werden brauchten.

Nur erst eine kleine Gruppe von Gelehrten, die sich in der Hauptsache um die „Politisch-anthropologische Revue“ sammelt, vertritt jene „anthropologische Geschichtsauffassung“, die mir das Rätsel des Werdens und Vergehens der einzelnen Kulturen mit allen ihren Nebenerscheinungen zu lösen scheint und in deren Sinn eben ich meine erwähnte „Weltgeschichte der Literatur“ schrieb. Die „zünftige“ Wissenschaft, stets und nicht ohne Berechtigung gegen neue Ideen von äußerster Vorsichtigkeit, scheint leider noch nicht viel von den mancherlei tüchtigen Arbeiten dieser durchaus ernsthaften Gruppe zu wissen. Auch sonst ist man ja nur in Ausnahmefällen und durch das eine oder andere hervorstechende Werk (wie Ludwig Boltmanns Untersuchungen über die Germanen in Frankreich und Italien) über unsere Anschauungen unterrichtet. Hier genüge die Bemerkung, daß nach unseren Resultaten alle eigentliche Kultur, wo auch immer, sich als Werk der nordischen Rasse, des blonden, lichtäugigen, lichterhäutigen, großgewachsenen und langschädelligen Menschen erweist, daß ein Volk um so höher steht, je mehr Gehalt an nordischen Elementen es besitzt, und daß es in Untätigkeit und weiterhin in eine neue Kulturlosigkeit versinkt, wenn es diese Elemente verliert. Diese nordische Rasse, deren Sprache in ihrer Weiterentwicklung und ihrer Mischung mit der bezw. den Sprachen der Urbevölkerung die Gruppe der indogermanischen und in höherem Mischungsgrade die semitischen Sprachen (mit Anschluß des Ägyptischen) ergab, ist, wie kaum zu bezweifeln, im nördlichen Europa unter irgendwelchen Sonderverhältnissen (wohl in einer Eiszeit) aus der „schwarzen“ Rasse entstanden und mit ihren oben gekennzeichneten Merkmalen stabil (d. h. Rasse) geworden. Dies war die zweite und eigentliche Menschwerdung. Bei günstigeren Verhältnissen und stärkerer Vermehrung sandte die in hartem Daseinskampf entstandene Auslese — denn um eine solche handelt es sich unter gleichzeitiger Bleichung, d. h. Reduktion des Pigments — wagemutige Wikingerscharen nach allen Richtungen und brachte mit ihnen ihre (noch primitiven) Errungenschaften den dunkeln Stämmen, deren Herrscher sie kraft ihrer höheren Intelligenz wurden, vor allem gewisse religiöse Vorstellungen wie die von der Sonne, die vom winterlichen Drachen bedroht wird, — eine Vorstellung, die in den heißen Ländern gar keinen Sinn hat, — wahrscheinlich auch die Zähmung der Tiere, insbesondere des Rindes, dazu eigentümliche technische Fertigkeiten und Ornamente als Anfänge der bildenden Kunst. Gerade so wie ich auf dem Gebiete der Literatur diese Vorgänge verfolgen konnte, läßt sich dies auf dem der primitiven Völkerkunde, von der das vorliegende Buch handelt (zur höheren Völkerkunde gehört ja auch die Literatur selbst), und hier vielleicht mit noch größerer Augenfälligkeit dartun. Denn wie in historischer Zeit die Ausföndlinge der nordischen Rasse den ganzen Erdfreis überzogen, so schon in vorhistorischer, und je nach der Zahl, in der sie unter den beherrschten dunkeln Stämmen aufgingen, haben sie in jenen Epochen die verschiedenen Grade halbdunkler Völker sich herausbilden lassen, von denen die „gelben“ und „roten“ Mischlinge selbst wieder stabile Typen und somit Rassen geworden sind. Gemeinsamkeiten zwischen weit voneinander entfernten, selbst durch Meere getrennten

Völkern erklären sich demnach leichter durch die beiden gemeinsamen dritten Elemente als etwa durch die zufällige Vermittlung durch die Meeresstrift, wie Buschan gelegentlich andeutet. In historischer Zeit wiederholte sich nur der Vorgang.

Einzelne Bemerkungen möchte ich nur zu dem (etwas gar zu kurz gehaltenen) Abschnitt über Europa machen. Hier befremdet gleich im Anfang die Zeichnung jenes Mischungsgrades zwischen der nordischen Rasse und dunkeln kurzköpfigen Stämmen, den man nach seinem häufigen Vorkommen in den Alpen als „alpinen“ Typus bezeichnet, als braunhaarig und grauäugig. Diese Typen stehen der nordischen Rasse selbst viel zu nahe, um einen Sonderteil bilden zu können, und A. Rezius bezeichnete darum als homo alpinus den Menschen von schwarzen Haaren, braunen Augen, gelber oder brauner Haut, kurzem Schädel und gedrungenem Körperbau bei einer Größe erheblich unter 170 Zentimeter. Dabei sollte man bleiben. Der Alpine steht nicht selten den (auf ähnlicher Mischung beruhenden) Mongolen nahe; die dunkle Polarrasse scheint die Grundlage beider zu bilden. Wenn das Altetruskische zu den „kleinasiatischen und kaukasischen“ Sprachen (es dürften die nicht indogermanischen gemeint sein) in Beziehungen gebracht wird, so läßt dies die Feststellung des nahen Zusammenhangs mit den indogermanischen Sprachen durch Ludwig Wilser (in der „Politisch-anthropologischen Revue“) außer acht. Neben den Warägern oder Russen, den germanischen Eroberern des nach ihnen „Rußland“ genannten slawisch-mongolischen Gebietes, dessen Herrscher- und Kulturschicht sie bildeten, waren auch die Begründer der anderen „slawischen“ Reiche, die skandinavischen Lechen in Polen, die sich Szlachta („Geschlechter“) nannten, die gotischen Kneze (knez = König; knegina = Königin; vom kunni, Geschlecht), die mit ihren Kroaten und Serben aus Rußland kamen und unter den Südslawen ihre stolze Herrschaft aufrichteten, zu erwähnen. Eine nähere Charakteristik der europäischen Völkerschaften auf Grund ihrer ethnischen Zusammensetzung mit Berücksichtigung des Wandels der Umgangssprache (der nahezu durchweg germanische Adel der „slawischen“ und „romaniischen“ Länder — von den Nobilitierten, wie billig, abgesehen — ist sich vielfach seiner Herkunft gar nicht mehr bewußt), der gewaltsamen Entnationalisierung (z. B. durch das Magyarisierungssystem in Ungarn) fehlt fast völlig. So ist auch bei Behandlung der Neugriechen das überaus wichtige Element der langobardischen Norditaliener, denen fast die ganze „neugriechische“ Kultur zu danken ist und die auch in Rumänien und in der Türkei von Bedeutung sind, nicht hervorgehoben, in gleicher Weise bei den Osmanen nicht, daß ihre tatkräftigsten Persönlichkeiten im Anfang südslawisch-gotische Kneze (siehe oben) waren und heute konvertierte Mitteleuropäer, Albanesen oder gräzisierte Italiener sind. Bei den Zigeunern wäre zu bemerken gewesen, daß sie — bei der laxen Moral ihrer Weiber — bereits sehr stark mit fremden (slawischen und walachischen) Elementen durchsetzt sind; der als Beispiel abgebildete ungarische Zigeuner mit seiner großen fleischigen Nase repräsentiert denn auch keinen echten, sondern einen Mischtypus. Bei den Juden ist die anthropologische Unterscheidung in Ashkenazim und Sephardim (deutsch-polnische und spanische Juden) nach neueren Untersuchungen nicht gerechtfertigt: der „feinere“ Typus, der häufig rein nordische Züge trägt (König David nach der Bibel, in neuerer Zeit Heine, Mosenthal, Catulle Mendès, Sarah Bernhardt und zahlreiche andere waren blond bzw. rothaarig und lichtäugig), bedeutet nur eine Auslese und findet sich daher überall unter ihrer Kulturgeschichte.

Auch bei den Indern, Persern, Chinesen und Mongolen hätten nicht nur die gegenwärtigen ethnischen Zustände, sondern auch die zur Zeit ihrer Blüte berücksichtigt werden sollen, und da finden sich nicht wenige Daten (vgl. meine Aufsätze

in der „Politisch-anthropologischen Revue“) für einen bedeutsamen nordischen (lichten) Einschlag. Professor Volz, der Bearbeiter Süd- und Ostasiens, hat in dieser Beziehung mancherlei unberücksichtigt gelassen. In erfreulicher Weise bringt dagegen Dr. Bihan in seinem Abschnitt über Nord-, Mittel- und Westasien verschiedene bemerkenswerte Einzelheiten über die Herrschervölker der älteren Zeit, die arischen Götter der Hettiter, die indogermanische Tocharische Sprache tief drinnen in Turkestan. Ebenso spricht sich Professor Felix von Luschan über die Überschichtungs- und Mischungsverhältnisse bei den Negern näher aus.

Das Hauptgewicht der Schilderung ist, wie nicht anders zu erwarten, auf die primitiven Völker gelegt, über deren Lebensgewohnheiten, Sitten, religiöse Vorstellungen und Zeremonien, Rechtsverhältnisse, Geräte, Kunstzeugnisse der Laie mit aller nur wünschenswerten Vollständigkeit unterrichtet wird. Dem umfangreicheren Werk von Friedrich Naef gegenüber („Völkerkunde“, Leipzig, Bibliographisches Institut, 2. Aufl. 1894/95, 2 Bände) zeichnet sich das neuere durch gelungenere Illustrationen aus: statt der Holzschnitte sind phototypische Wiedergaben gewählt. Sonst mag jedem, der an dem Gegenstande Interesse gefunden hat, geraten werden, auch zu der ausführlicheren Darstellung zu greifen, die neben ihrer vollstümlicher auftretenden Nebenbuhlerin mir noch keineswegs ihren Wert verloren zu haben scheint.

Otto Hauser

**Mantegna.** Die zweite Hälfte des Quattrocentro hat keinen größeren Künstlernamen als diesen und Lionardos. Mantegna ist ein herrliches Beispiel der Ausnahmemenschen: in einer Zeit, wo alle dem Realismus im kleinen nachtrachten, vermag er bereits als Zwanzigjähriger alles nur großartig zu sehen, ein geborener Wandmaler. Diese energische Persönlichkeit, die zugleich ein strenger Diener der Schönheit und ein ergebener Verehrer der Antike war, wird uns jetzt überzeugend nahegebracht durch den soeben erschienenen 16. Band der roten „Klassiker der Kunst“ (Deutsche Verlagsanstalt), einen der vorzüglichsten dieser wertvollen Sammlung. Die Reproduktionen bringen gute Gesamtansichten der Innenräume, die Mantegna in Padua und Mantua ausmalte, und die Gemälde — auch Stiche und einige Zeichnungen — ganz und in vielen Teilstücken in größerem Maßstabe, so daß eine genaue Bekanntschaft mit dem Meister ermöglicht wird. Über seine Farben berichtet die Einleitung erwünscht und eingehend; übrigens erzählt sie kurz und drastisch Mantegnas Leben und führt vor allem seine künstlerische Entwicklung so vor, daß zuerst die Wandmalereien im Zusammenhang besprochen werden, dann die kleineren Sachen. Ihr Verfasser und Herausgeber des Bandes ist Fritz Knapp; und man wird manchem neuen, was er bringt, sofort beipflichten, z. B. der Umdatierung des prachtvollen Sebastian in Aigueperse: nicht 1455, sondern 1480, im Zusammenhang mit der Verheiratung der Clara Gonzaga an einen Bourbon (1481) entstanden. Man sieht an diesem Beispiel, wie arg es bisher mit der inneren, künstlerischen Biographie Mantegnas noch gestanden hat; denn seine Art, die Dinge zu sehen und wiederzugeben, hat doch eine tiefe, fortgehende Entwicklung durchgemacht. Den Knappschen Versuch, das Gesamtwerk des Künstlers in vier Perioden zu gliedern, halten wir allerdings auch nicht für gelungen, deswegen, weil die größte Wandelung — sie liegt zwischen der Camera degli Sposi und dem Triumphzug Cäsars — darin nicht zum Ausdruck kommt. Wichtig sind aber die Abstreichungen, die Knapp als genauer Kenner von Mantegnas Technik an dem bisher „Mantegna“ genannten Bildervorrat macht. Auch eine Madonna des Kaiser-Friedrich-Museums scheint da endgültig in der Versenkung verschwinden zu sollen; doch kommt die „Darstellung im Tempel“ derselben Sammlung zu ihrem vollen Rechte als Original. Sind die äußersten Köpfe rechts und links auf diesem Bilde, nicht zur Handlung gehörig, vielleicht Porträts des jungen Mantegna und seiner Frau, die damals, 1453, zum ersten Male Eltern wurden? R. W.



## Vom Wesen des Schlagworts



Schlagworte haben schon so oft die Begriffe verdunkelt und die Werte vergrößert, und ihre schwirrende Aufdringlichkeit wirkt gerade auf feinere Naturen so peinlich, daß man ihnen selten gerecht zu werden sich bemüht hat. Und doch winkt auch hier eine Pflicht und eine Aufgabe. Denn es ist noch keineswegs ausgemacht, daß jedes Schlagwort nur eine taube Nuß oder eine tönende Schelle zu sein braucht. Demagogisch herausgebrüllte Phrasen erschüttern schließlich nur die Luft und verpuffen ohne jeglichen Effekt — während es in Gegenteil gerade die Art des rechten Schlagwortes ist, über seine direkte Stoßrichtung hinaus und neben ihr her halb unbeabsichtigte und unkontrollierbare Wirkungen auszulösen. Phrase und Schlagwort sind eben zweierlei. Eine Zeit der Phrasen wird entwicklungsgeschichtlich immer belanglos bleiben, und gerade epigonenhafte Vertrocknung der Lebensäfte führt zur Phrase, die sich aufbläht, als ob sie Wunder was zu sagen hätte, gerade weil sie nichts zu sagen hat. Kernhafte Worte sind ja immer Wesensballungen, Inhaltsverdichtungen, und nur aus Fülle und Überfülle des physiologischen wie des geistig-seelischen Lebens quellen die markigen weiterzeugenden Worte und Wortfügungen. Freilich liegt auch noch eine Kluft zwischen dem bloßen Schlagwort und dem geliebt-goldhaltigen, wohlgebauten und wohlgenogenen Wort. Aber so schlecht hin verächtlich ist darum doch auch das Schlagwort nicht — und nicht die Zeit, in der es vorzugsweise gedeiht. Im Gegenteil, man sollte aufpassen, wenn in einer Zeit die Schlagworte erregt durcheinandertönen; es pflegt sich darin zumeist viel noch in sich selbst unklare und suchende Sehnsucht zusammenzupressen, und der Zeitseelenforscher mag daraus seine Rückschlüsse ziehen, wohin die zukunftstrebigen Wege des Tages weisen. Natürlich gibt es Abtönungen und Wertunterschiede unter den Schlagworten selbst, und die Klippe der Phrase droht allerdings immer mehr oder minder nah. Wie denn das Schlagwort als solches immer in der Mitte einer Skala steht, deren Gegenpole die Phrase und das vollwertige Wort sind, und fließend bald dem einen, bald dem anderen Pole entgegengugleiten liebt. Wie das Schlagwort zum agitatorischen Kriegsruf herabsinken kann, so kann es sich andererseits zum Kunstausdruck adeln, der einer ganzen zeitbestimmenden Richtung den sinnvollen Namen gibt. Darum ist es für eine Epoche nicht ohne weiteres ein Ruhmestitel, wenn es ihr an sinnfälligen Schlagworten gebricht, und das Vermissten des Schlagwortes, das Bedürfnis nach ihm kann auf geistige Stockung, aber auch auf den selbst schon schöpferischen Wunsch nach neuer geistiger Bewegtheit deuten. Die Leute vom „Bau“, sei es nun vom

politischen oder vom wissenschaftlichen und literarisch-künstlerischen, wissen am besten zu beurteilen, wieviel eine gute Etikette, eine gute Parole zu bedeuten hat. Massen sind überhaupt nur durch Fanfaren in Gang zu setzen und in Wallung zu bringen; aber auch darüber hinaus gibt es eine Ästhetik des Titels, Mottos, Kennzeichens, das nicht plump aufgeheftet, sondern der Sache selbst entspringen und sich mit ihr decken soll. Es läßt sich wohl nachfühlen, wenn ganze Parteien nach einer guten Losung lüftern sind; wenn einzelne es bis zu einem gewissen Raffinement der Namengebung bringen und es uns aus Zeiten und Gruppen entgegenschallen scheint: „Ein Königreich für ein gutes Schlagwort!“

Schlagworte sind nach Zweck und Wirkung herauschende und anfeuernde Reizmittel, nach Sinn und Ursprung melodramatische Vereinfachungen und Übertreibungen, die gerade in ihrer etwas rohen Eindeutigkeit zur lenkamen Seele und zum geradlinigen Willen sprechen. Große geistige und soziale Bewegungen sind oft geradezu von einem Schlagwort wenn nicht geschaffen, so doch beherrscht, erfüllt, getragen. Was wäre der Sozialismus ohne seine faszinierende Parole vom „Zukunftsstaat“? Was die moderne Literatur ohne all die gärenden Schlagworte vom Naturalismus zur Neuromantik und weiter? Daß man heut schon schüchtern von „Neu-Klassik“ zu Schwärmen anfängt, ist doch auch gerade ein Zeichen dafür, daß sich wieder etwas „regt“. Und was wäre endlich der Sturm gegen überkommenen Dogmenglauben ohne die große Zauberformel des „Monismus“, die geradezu schon wieder eine Gemeinde von kritiklos aufschauenden und nachbetenden Gläubigen um sich gesammelt hat.

Da hätten wir ja gleich eine kleine Blütenlese von modernen Schlagworten, die sich leicht durch andere ergänzen ließen, und es wird sich empfehlen, einzelne ein wenig schärfer unter die Lupe zu nehmen, den Monismus z. B. oder die heut auch sehr beliebten „Utopie“ und „Dekadenz“. Bei dem Doppelcharakter des Schlagworts aber tut auch ein kritisches Doppelverhalten dazu not. Man wird das Vergrößernde verwerfen, das Berechtigte erkennen und anerkennen müssen. Schlagworte der zitierten Art haben sogar von Anfang an dieses Schillernd-Zweideutige: welcher philosophisch Kundige möchte z. B. dem Begriffe des Monismus einen bestimmten Gehalt von Wahrheit und Zeitgemäßheit weigern?! Wer möchte ihn aber auch anderseits als das moderne Dogma gelten lassen, zu dem er nachgerade avanciert ist?!

Bei „Utopie“ und „Dekadenz“ liegen die Dinge ganz ähnlich. Es kommt auf den Ton und Beigeschmack an, den man ihnen gibt. Man kann sie schwer und leicht, ernst und spöttisch nehmen: Anhalt und Unterlage bieten sie für beides. Utopie ist das Wolkenkuckucksheim, ist aber auch die unausrechenbare Zukunft, die irgendwann und irgendwie einmal organisch aus der Gegenwart herauswachsen muß und dann eben gar nicht mehr utopisch, sondern fühlbarste Wirklichkeit sein wird. Freilich kommt es im Einzelleben wie im großen Gesamtleben der Menschheit „immer anders“; die Zukunft zerstört unsere Träume und Ideale dadurch am gründlichsten, daß sie sie in ihrer Art erfüllt; aber „truth is stranger than fiction“, und die neue Wirklichkeit zeigt sich oft viel utopisch-phantastischer als unsere doch immer menschlich engen und willkürlichen Erwartungen. Andererseits gibt es allerdings auch ein Hinausträumen über die der Menschheit von Urbeginn innewohnenden Möglichkeiten; ein Übergehen jenes beharrenden und wiederkehrenden Ewig-

Menschlichen, das in seiner Größe und Unzulänglichkeit sich nie erschöpfen, wandeln, bessern kann — und hier setzt wirklich der ins Unmögliche greifende Utopismus ein. Alle politischen und religiösen Heilsträume sind von ihm eingegeben, und immerhin rieseln in ihnen Trostquellen, die der Menschheit reiche Labfal und Erhebung auf dem Dornenweg der Nonen gespendet haben. Da öffnen sich die Welten des religiösen Glaubens, und über die unabstreifbare Bedrängnis der Wirklichkeit langt der Wille mit Notwendigkeit nach dem Unmöglichen. Gewiß ist dieser Utopismus Bahn; aber welche gewaltige Wirkungen sind von solchem Bahn ausgegangen, und was wäre die Menschheit ohne die weltverachtenden, zukunftschwangeren Ekstasen der Übergangszeiten!

Von „Defadenz“ ist zumal in unsern Tagen bis zum Überdruß geredet worden. Das ist in der Tat ein übles Schlagwort, von dem Mephistos Definition gilt, daß immer, wenn Begriffe fehlen, ein Wort zur rechten Zeit sich einstellt. Es ist gleich billig, überall Defadenz zu wittern und mit Defadenz zu kokettieren, wie es gleich billig ist, alles höhere Streben als Utopie zu verdächtigen und kritiklosem Utopismus zu hulbigen. Bedächtige Unterscheidung ist auch hier am Plage. Der wirklichen oder gemachten Krankhaftigkeit wird kein Ernsthafter das Wort reden, — aber der Zeitanalyse den Einblick und Eingriff in die halb-pathologisch unterbewußten Grenzgebiete zu verwehren, das Genie aus seinen halb-pathologischen Bedingtheiten herauszulösen — versucht nur noch erfolglos die Rückständigkeit. Zuguterlegt die „aktuellste“ und immer noch leuchtträchtigste Blüte im Schlagwort-Flor: der „Monismus!“ Auch hier ist ein wenig Unphilosophie am Werk, und vielleicht ist sie nötig, um dem draufgängerischen Fanatismus nicht durch skrupulöse Verwickeltheiten den Willen zu knicken. Gegen den absoluten, Natur und Geist zerspaltenden Dualismus asketischer Dogmatik ist das Schlagwort vom Monismus ja wirklich eine gute Parole und Waffe zugleich. Aber von kritischer Erkenntnistheorie ist er noch wenig angekränktelt; dem kantischen Nichtwissen vom „Ding an sich“ trägt er kaum Rechnung; das letzte, unerklärbare Zueinander von Einheit und Vielheit ignoriert er, und die alles Sein durchziehende relative Dualität von Natur und Geist, Körper und Seele, Männlichkeit und Weiblichkeit usw. dekretiert er allzu selbstherrlich hinweg. Dennoch ist in ihm, von seinem Reaktionswert abgesehen, so viel Wahrheit, daß in uns allerdings das menschlich zwingende Bedürfnis nach metaphysischer und ästhetischer Einheit lebt Und so wird es denn mehr oder minder mit allen Schlagworten stehen. Darum wollen wir ihnen kritisch und würdigend zugleich begegnen und uns immer bewußt bleiben, wieviel sie allein bedeuten können und dürfen. Aber wir wollen sie keineswegs zum Höllenpfuhl verdammen. Im Gegenteil: Gerade heut, da wir allzu klaren und vielseitigen Bescheid wissen, da die Umschau von erreichter Höhe Unlust und Erschöpfung weckt, gäben wir viel für ein neues, lebensvolles, förderndes und begeisterndes Schlagwort!

Kurt Walter Goldschmidt

